

Der verwünschte oder verhexte Wald im Brüeltobel

Autor(en): **Bächler, Emil**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Appenzeller Kalender**

Band (Jahr): **209 (1930)**

PDF erstellt am: **23.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-374836>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Vom Führer hat man keine Spur; er ist ohne Zweifel noch tiefer gestürzt in den Bergschlund hinein und jedenfalls nicht mehr zu finden.“

Unser Herz schien stillzustehen. „Also doch!“ Wir wankten zu einer Bank, die vor einem Hause stand; wir mußten uns setzen. Vergeblich suchte ich nach Worten, als der Wirt fortfuhr: „Man kennt nicht einmal den Namen des Führers; er ist hier vollkommen fremd, und niemand weiß, wo der auf einmal hergekommen ist.“

Endlich konnte ich mich fassen und Antwort geben. „Dummerweise habe ich mir nicht einmal Zeit genommen, sein Führerbuch genau anzusehen,“ sagte ich. „Daß er Zurgilgen heißt und aus dem Wallis kommt, ist das einzige, was ich sagen kann.“

405032

Der verwünschte oder verhezte Wald im Brüeltobel.

Von Dr. Emil Bächler, St. Gallen.

Hinterm einsamen Bergdörflein Brülisau im appenzell-innerrhodischen Ländchen, zwischen dem Fuße des Ramor-Hohstasten und dem Alpsee, führt ein steinichter, holperiger Weg in die Felschlucht des Brüeltobels hinauf zu der mitten im dunkeln Alpen-tann gelegenen „Platte“. Wenige Schritte vorwärts gewahren wir durch eine Waldlücke hindurch die dunkelgrüne Wasserfläche des im nahen Bergtal geheimnisvoll sich ausbreitenden Sämbtisersees. Doch nicht dieser ist es, dem wir heute unsere Aufmerksamkeit widmen, sondern etwas anderes, an dem wir bei unserer Wanderung durchs Brüeltobel vielleicht ganz achtlos vorbeigegangen sind. Zwar weiß das heutige junge Bergvolk kaum mehr etwas aus dem reichen Schatz alter Bergmythologie zu „sagen“. Viel eher ein altes, runzeliges Männlein oder ein längst buckelig gewordenes Großmütterchen, das uns im traulichen Gespräch aus uralten Zeiten von ihren Zwerglein, Elfen oder Riesen, ja sogar von „wildem Menschen“ und Drachen aller Art zu berichten beginnt, wenn es im fremden Besucher dieses Tales einen „gläubigen“ Hörer gefunden hat. So ungefähr: Wißt Ihr etwas von dem verwünschten oder verhezten Wäldlein, das hart ob den Hütten im Brüeltobel sich ausbreitet, als Beweis dafür, daß auch in der Höhle des jenseitigen Felsanges einst das Wölklein der Zwerge seinen Sitz gehabt hat und nachts im Mondenschein die Hexen drunten auf der nahen Berghalde ihre Tänze aufführten? Gerade dort, wo heute das Wäldchen steht, dessen Bäume zwar nur so groß sind wie ein sechsjähriges Menschenkind und doch ein wirkliches Alter von 80—150 Jahren besitzen. Wer's nicht glauben wolle, sagte der alte Förster im Tale, der müsse eben eines dieser Zwergtännchen durchschneiden und daran die Jahrringe zählen.

Wie dieser merkwürdige, verwünschte und verhezte Wald geworden ist, das will ich hier dem freundlichen Leser des Appenzeller-Kalenders in schlichten Worten, ohne wissenschaftliche Erörterungen, mit-

„Das Nähere werden wir ja bald erfahren. Ich habe das Führerverzeichnis bei mir.“

Bei diesen Worten nahm der Wirt den braunen Kalender des Alpenklubs heraus und blätterte darin.

„Zurgilgen; ich kann den Namen nirgends finden,“ sagte er nach einer Weile kopfschüttelnd. „Sie müssen ihn nicht recht verstanden haben.“

Da trat aus der Schar der Männer ein Greis hervor, der einst der beste Führer im Glarnerland gewesen war und weitherum die besten Bergsteiger gekannt hatte, und sprach bedeutsam: „Anno 1867 stürzte ein Walliserführer Zurgilgen mit einem Engländer zutode. Sie wollten wahrscheinlich vom Grünhorn direkt nach dem Tödi aufsteigen. Bis heute hat man ihre Leichen nicht gefunden.“

teilen. Doch hören wir erst, was die fröhlich fabulierende Phantasie unserer Alten davon zu sagen weiß:

„Mitten in der etwa achtzig Meter hohen Felswand, rechts ob den Hütten im Brüeltobel, im sogenannten „Wildschilcheli“ *) hauste einst das neckische, aber den Menschen wohlgesinnte und hilfreiche Volk der Zwerge. Sie behüteten in der Höhle reiche Schätze an Gold, Silber und andern Kostbarkeiten. Im hintersten Gemache blitzte es von lauter Edelsteinen in allen Farben auf. — Einst begab es sich, daß die Zwergkönigin eines Kindleins genesen sollte. Da wurde die „weise Frau“ vom nahen Dorfe Brülisau gerufen, die der kleinen Königin Hilfe leisten mußte. Wie groß war die Freude, als dem Zwergehepaar ein munteres Knäblein geschenkt wurde. Zum Dank für ihre Mühe erhielt die geschickte Helferin ein Geschenk in ihre Schürze, mit der strengen Weisung, sie erst zu öffnen, wenn sie zu Hause angelangt sei. Allein die Neugierde ließ ihr keine Ruhe und ehe sie tausend Schritte von der Zwerghöhle entfernt war, öffnete sie die Schürze, um zu sehen, was darin geborgen sei. Wie erschrak sie, als sie nur dürres Laub vorfand. Unwillig warf sie „das lumpige Zeug“ weg und kam so ohne glänzenden Lohn nach Hause. Doch an der Schürze waren, wie sie erst jetzt sah, einige Goldstücke hängen geblieben. „Wie ungeschickt von mir,“ rief sie, „das dürre Laub hinwegzuwerfen, das nun, zu Gold geworden, uns aller irdischen Sorgen enthoben hätte!“ Vergebens kehrte sie zurück, die Stelle wieder zu finden, wo sie das Laub ausgeschüttet hatte, und auch der Ruf zu den Zwergen hinauf nach nochmaliger Belohnung verhallte an der Felswand.

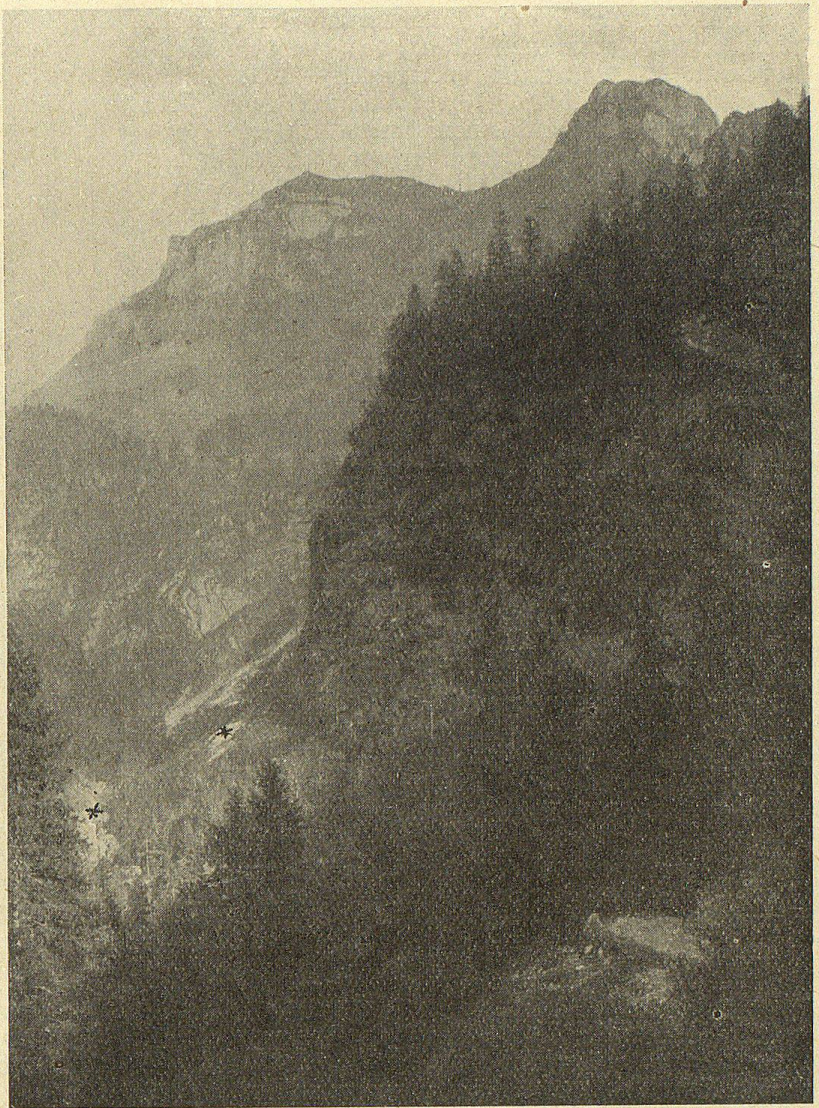
Da regte sich in ihr und ihrem Manne der Neid auf die reichen Zwerge. Bald hatte der Mann ein Duzend Gleichgesinnter vom Dorfe zusammengerufen, die den Zwergen Rache schwuren und sich

*) Das ist nicht das „Wildkirchl“ des Höhlenbären und Etkerhards, das im Ebenalpstock liegt.

aufmachten, sie ihrer Schätze zu berauben, ja selbst der Zwerge Leben nicht zu schonen, wenn sie nicht gutwillig ihr Gold und ihre Edelsteine herausgeben würden. Trotzig traten sie unten an die Höhle und verlangten die Herausgabe der Zwergschätze. Da erschien der Zwergkönig unterm hohen Portal der Höhle und warnte die Männer vor dem Gerichte der Zwerge und dem Unglück, das über die Habüchtigen ergehen werde, wenn sie den wohlgesinnten Zwerglein ein Leid antun würden. Auch jegliche Begütigung blieb fruchtlos. Fünf Goldgierige riefen zum Sturm auf die Zwergenbrut und ihre reichen Schätze. Kaum war der erste auf halber Höhe zur Höhle angelangt, da erfolgte ein furchtbarer Knall und ein Getöse im Berge drinnen. Das Tor der Zwergen- burg flog in tausend Stücke und mächtige Steintrümmer begruben die freud- lichen Anstürmer unter ihrer Masse, während die weiter unten Gebliebenen voll Entsetzen und mit knapper Not sich retten konnten.

Jetzt trat der Zwergkönig aufs Fels- gesimse draußen und mit Donner- stimme ertönte vom Berghang der Fluch und die Verwünschung auf die schlimme Menschenbrut und auf den gegen- überliegenden Wald, der langsam in den Boden sank und verschwand. — Und wo spä- ter der Same der noch stehen geblie- benen Tannen im Bergtobel auf die öde Steinhalde fiel, da wuchs er auf, aber die Pflänzlinge erreichten von da an nur noch die Größe eines Kindes. — Nachts kam dann auch die Schar der Hexen und bei ihren Tänzen traten sie auf die Jungtännchen, daß sie nicht mehr zur Höhe wachsen konnten. — So ist der Wald von da an verwünscht von den Zwergen, die jetzt aus der Gegend verschwanden und nie mehr wiederkehrten. Das Volk betrachtete die Stätte als „verhext“ und hieß sie fortan nur noch das „Hexen- wäldli“.

Doch lassen wir die Sage und wenden uns den natürlichen Dingen zu. In unserm Bilde haben wir den Blick von der „Platte“ (Gasthaus „Sämbtiser- see“) auf den Hohkasten (rechts) und den Ramor (links) und ins tiefe Brüeltobel hinunter. Doch zwischen den ** dehnt sich bei 1150 Meter Höhe auf der der Felswand anlehenden Halde unser ver- wünschter oder verhexter Wald aus, während rings- herum der normalgewachsene Hochwald steht. Auf einer Fläche von etwa 200 Meter Länge und 60—80 Meter Breite auf der 32—38 Grad geneigten Berg- halde erheben sich 1200—1600 der kleinen, oberwärts recht struppig aussehenden Tännchen (Kottannen,



Blick ins Brüeltobel gegen Hoh Kasten und Ramor.
(Bei * * der „verhexte Wald“.) (Phot. G. Bächler.)

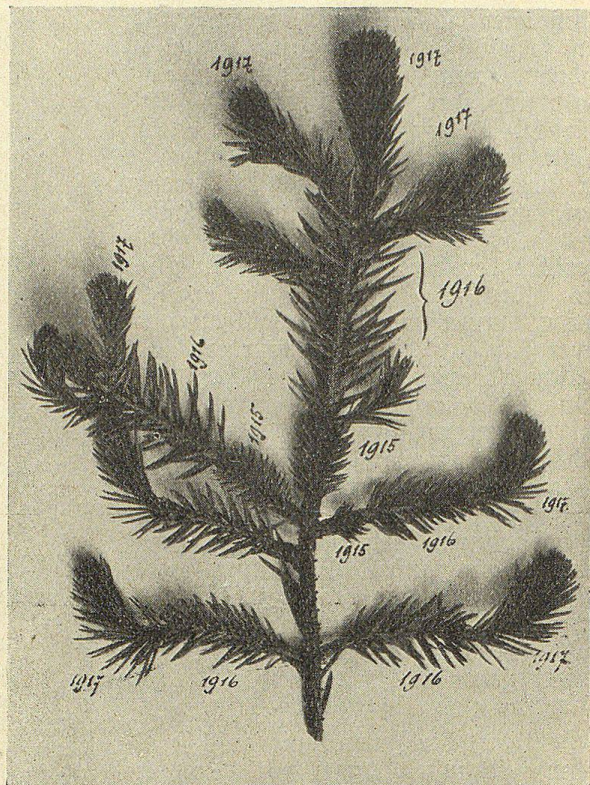
Fichten), die uns wie ein erst aufstrebender, buschiger Jungwald erscheinen. Der hart an diesem Wäldchen Vorbeigehende hat keine Ahnung, daß die größten dieser Tännchen mehr Jahre denn ein hohes Men- schenalter besitzen, daß Stamm und Aeste, Zweige und Nadeln, alles richtig verzweigt sind und daß auf dem Querschnitt eines etwas 80 Zentimeter hohen, meist knorrigen Stämmchens 90 bis 120 Altersjahre gezählt werden können mit der Lupe. Ein nur 30 Zentimeter hohes Zwergtännchen von 2 Zentimeter Durchmesser zählte 40 volle Altersjahre. Die ganz erzentrisch gelegenen Jahrringe sind äußerst nahe beisammen und ihre genaue Zahl kann nur mit dem Vergrößerungsglas bestimmt werden.

Derartige seltene Naturmerkwürdigkeiten reizen nun auch den Forscher, hinter ihre Geheimnisse zu kommen und die Gründe und Ursachen der Verzwe- rung des „verwünschten Wäldchens“ ausfindig zu

machen. Denn an Verwünschungen und Verheerungen kann er nicht glauben, weil sich das mit dem Göttlichen in der Natur nicht verträgt. — Mit Pickel, Schaufel, Beil und Säge, aber auch mit Botanikerbüchse, Barometer und einem halben Duzend Thermometern ausgerüstet, ging ich vor Jahren an des Rätsels Lösung. „Daß ich erkennte, was die Welt im Innersten zusammenhält!“ Ein paar Tage freudiger Forschung brachten die Antworten auf gar viele Fragen; denn die Lösung einer Frage hat gleich ein Duzend Fragen anderer Art im Gefolge. Hier will ich dem freundlichen Leser des Appenzeller-Kalenders nur einige wenige verraten.

„Arme Bürschchen“, sagte ich zu meinen mir bald lieb gewordenen Zwergtännchen, als ich herausgefunden, was ihnen denn eigentlich fehle, d. h. warum Mutter Natur sie stiefmütterlich behandelt und sie in diese Zwergform gebannt hatte. Wollte ich mich an einem solchen Tännchen festhalten, dann blieb es schon nahezu entwurzelt in meinen Händen. „Aha! dir fehlt der feste Boden und der sichere Halt, da du dich nicht wie ein anderer Baum im Boden verankern konntest!“ Und wie ich mit dem Pickel den moosigen Humus-Boden öffne, da liegt gleich unter ihm schon in 2 Dezimeter Tiefe das grobe, nackte Gestein, das sich infolge eines Felssturzes von der nahen Schräntenkalkwand in Form einer großen Blockschutthalde hier abgelagert hatte. Zwei bis drei Meter tief nichts als nackte, kalte Steine, fast kein Erdkrümchen dazwischen. Was Wunder, daß keine einzige Wurzel des Zwergtännchens sich da hinunter wagt, wo auch gar keine Nahrung für sie vorhanden ist. Nur über dem Gesteinsschutt, an seiner Oberfläche, wo Verwitterung herrscht, hat sich im Laufe von Jahrhunderten eine kaum zwei Handbreiten mächtige Humusschicht bilden können durch Verwehung der sich auf dem feinem Verwitterungsschutt allmählich ansiedelnden Pflanzen. Hier in diesem Humus haufen nun die weit verteilten, namentlich den Hang hinauf kriechenden Wurzeln, wie lauter Schlangen alles Feste umklammernd, um ja noch einen Halt für die Bäumchen zu gewinnen, die im Winter oft ganz an den Boden gedrückt werden und nicht selten zu Fall kommen, wenn sie nicht stark und tief genug im Boden verankert sind. Die schwache Nährschicht der Zwergtännchen liefert oft kaum genug Nahrung zum Wachsen des Stämmchens, der Nester und Nadeln, daher an ihnen alles zwerghaft erscheint. Es sind eigentlich richtige Hungergeschöpfchen, mit denen man Mitleid haben möchte, wenn sie fühlende Seelen hätten.

Dabei mangelt es ihnen zeitweise auch an Wasser, weil das vom Himmel kommende Naß nur allzurash durch die obere Humusdecke in den groben Gesteinsschutt versickert. Einzig die stark Wasser saugende Moosdecke vermag soviel Feuchtigkeit aufzuspeichern, daß es dem Tännchen oben noch knapp für seinen Durst hinreicht. Da gilt's zu sparen und hauszuhalten, was das Bäumchen denn auch gar meisterhaft versteht. — Noch ein anderer Grund ist es, warum die Wurzeln dieser Baumzwerge sich geradezu scheuen, in die Tiefe des Gesteinsschuttes



Zwergfichtenast vom „Hexenwäldli“, von einem in Topfkultur gezogenen Zwergtännchen. (Man beachte die Vergrößerung der Nadeln in den einzelnen Jahrgängen 1915—1917.) Phot. E. Wächler.

vorzudringen. Außer dem Lichte braucht die Pflanze Wärme, die von der Sonne gespendet wird. Wie steht es nun damit in unserm engen Brüelobel und im „verwünschten Wäldli“? Da kommt die Sonne auch bei ihrem Hochstande im Juli erst ungefähr mittags halb zwölf Uhr über den Zwergfichtenwald und verläßt ihn schon wieder gegen fünf Uhr abends. In kalten Wintern kann es im Boden metertief gefrieren und selbst der heißeste Sommer vermag dann nicht alles Wintereis im Boden aufzutauen. Wie war ich erstaunt, als ich am 25. Juli 1915 mittags zwei Uhr mit meinen feinen Thermometern folgende Messungen vornahm: Luftwärme 1 Meter über Boden: 21,3 Grad Celsius (im Schatten), im Moosteppich am Boden: 15, im Humus der Pflanzendecke: 4,9, in den obersten Steinen der Geröllhalde: 3,8, bei 90 cm. im Schutte: 0,9 und endlich in 150 Zentimeter Tiefe lauter Eis, in feinen Kügelchen (Krümeleis) ganze Flächen bildend, mit einer Temperatur von minus 2,8 Grad Celsius — ein wunderlicher Anblick mitten in der Sommerhitze! Aus der künstlich erstellten Grube blies einem ein richtig kalter Wind entgegen, der die Finger frieren machte. Gerade im hohen Sommer wird er zeitweise zum eigentlichen Gebläse (Windlöcher). Diese Unterkältung fliehen nun aber die Wurzeln unserer niedlichen Zwergtännchen als ihren ärgsten Feind; denn für ein einigermaßen ordentliches Gedeihen fordert

das Bäumchen eine mittlere Jahreswärme von wenigstens drei Grad Wärme.

Hat man so einige der Geheimnisse unserer „berheuten“ Tännchen erlaucht, so muß man sich nur wundern, wie diese tapfern Kämpfer mit einem so kleinen Maße von Lebensmöglichkeit auszukommen vermögen. Man muß sie förmlich lieb gewinnen um ihrer starken Lebensbejahung willen, als Mitleidende im harten Kampf ums Dasein. Aber auch als Mitfreuende; denn das wenige, was ihnen Mutter Natur anbietet, das wird bis zum äußersten ausgenützt, um im Reigen der großen Schöpfung ihre Rolle zu spielen. Aus den Miniaturstämmchen sprossen Jahr für Jahr noch Aestchen, Zweige und Nadeln, alle in kleinster Ausgabe.

War es wirklich Mitleid oder der Drang nach Wissen und Erkennen, daß ich ein Duzend dieser verkümmerten, doch nicht verkrüppelten Zwergtännchen aus ihrem so karglichen Dasein rettete, sie zu Hause in nahrungsreiche Gartenerde und in Blumentöpfe verpflanzte und sie als liebe Pflänzlinge sorgsam behütete? Und siehe da! Sie dankten die Sorge mit einem freudigen Wachstum ihres hellglänzenden Nadelwerkes, das schon im dritten, bezw. vierten Jahre genau die Stärke der normalen Fichtennadeln erreichte. Aber den Stämmchen und Aesten sieht man noch heute das einseitige kümmerliche Leben recht gut an, wie da und dort auch einem Menschen, dessen Jugend allzu hart und freudlos gewesen ist.

Die Entgleisten.

Von Alfred Huggenberger.

In dem wunderlichen kleinen Tagebuch, das ich als Güterbube beim Zeigerhanik vorübergehend führte, finden sich auch einige Notizen über unsere Nachbarn auf der andern Seite der Straße, über die Armenhäusler, vor. Da heißt es unter anderem: „Heute das Pfund den Heultag gehabt“, oder: „Heute bei Schwengeler wieder ein Fraß gewesen“. Und dann auf der folgenden Seite, ganz nebenbei: „Heute der Kreienhofer in der Burdi sich das Leben genommen“.

Die Gemeinde hatte nämlich seinerzeit im Oberdorf einige ganz ineinander verbissene Nester gekauft, in welchem sie unterstützungsbedürftige Leute ohne Hauszins wohnen ließ. Wenn nun auswärts wohnende Gemeindeangehörige um Hilfe einkamen, stellte man ihnen diese zwar in Aussicht, jedoch mit der Bedingung, daß sie im Armenhaus, in der „Burdi“ (Würde) Wohnung bezögen. Daraufhin ließen die meisten nichts mehr von sich hören. Nur solche, die sich gar nimmer anders zu helfen wußten, die ganz Ausgeschämten, machten von der Begünstigung Gebrauch.

Der alte Kreienhofer war eigentlich fast der erste Inwasse der Burdi, mit dem ich mich im stillen beschäftigte. Meine Anteilnahme war dadurch wachgerufen worden, daß das Schicksal des infolge Bürgschaft plötzlich verarmten Bauern bei uns eine Zeitlang das Tischgespräch bildete. „So einer hätte nicht in die armen Tage kommen sollen, er macht sich zu viel daraus“, behauptete der Zeigerhanik jedesmal, wenn von ihm die Rede war.

Der Kreienhofer ging beim Besenmacher Schwengeler aus und ein, dem seine unheimliche Gewiegttheit im Stehlen von Birkenreisig den Zunamen „Birchenschwengel“ eingebracht hatte, und der je und je derlei Not-Kostgänger von der Armenpflege zugewiesen bekam und sie so gut und so schlecht es eben gehen wollte gegen ein ganz geringes Wochengeld am Leben erhielt. Wer es ihm treffen konnte und seine Sprüche gelten ließ, der kam beim Schwengeler ganz leidlich davon. Aber den Kreienhofer hatte er „auf dem Strich“, wie er sagte. „So ein Hochmutskalb ist mir

noch nie in die Finger gekommen“, hörte ich ihn einmal beim Steinli-Nöggel schimpfen, „so ein Mostkopf, der die armen Leute noch anspeien will, wenn er selber nicht mehr über eine Laus Meister ist! Der meint gewiß, man werde noch in der Ewigkeit auf die hinteren Beine stehen und das Männlein machen vor ihm, weil er einmal mit zwei Rossen zu Acker gefahren ist! Wenn das Bett zu kurz ist, macht man die Beine krumm, und wer sich nicht schiden kann, über den soll sich die Welt lustig machen.“

Der alte Kreienhofer konnte sich nun eben nicht schiden, er stand seinem Schicksal gänzlich verständnislos gegenüber. Aus der grenzenlosen Verachtung, die er jedem seiner neuen Haus- und Lebensgenossen entgegenbrachte, machte er kein Hehl, er ging an ihnen wie an Aussätzigen vorbei. Manchmal, wenn er in sich zusammengesunken auf dem Bänklein neben Schwengeler's Haustüre saß, fuhr er plötzlich wie aus einem Traum erwachend empor und sah an den Wänden und Fenstern hinauf, als wollte er sich immer wieder überzeugen, ob es denn wirklich wahr sei. An schönen Tagen, wenn die Leute draußen geschäftig ab und zu gingen, pflegte der gebrechliche Mann stundenlang im halbdunkeln Holzschöpflein zu stehen und durch eine Bretterlücke auf die Dorfstraße hinaus zu lauern. „Erakt wie ein gestorbener Mensch, der nun zusehen muß, wie es auf der Welt ohne ihn geht“, sagte der Zeigerhanik oft. „Es ist einfach zu viel für ihn.“

Sin und wieder lief der Kreienhofer aus der Burdi weg und ließ sich zwei oder drei Tage nicht mehr blicken. „Er meint immer, sein Tochtermann in Zimmerwald werde so dumm sein und ihn in Pension nehmen“, spöttelte der Birchenschwengel. „Ja, wenn's halt einen Dreißigtausender zu erben gäbe, wie der Schalcher gemeint hat! Der weiß auch ganz genau, daß der Alte dem Kaiser Süßtrunk bloß aus purem Hochmut als Bürge hingestanden ist: „Seht einmal her, ich bin keine Angstmamsell! Ich, der Kreienhofer!“ — Vom Hochmut hat er sich sozusagen ernährt, das ist sein Fressen gewesen. Jetzt nagt er sogar noch an dem abgeschundenen Knochen, der Aff!“